

der Berchtesgadener Protestanten 1733, mit den Deportationen aus den habsburgischen Erblanden bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein und in der Auswanderung der Zillertaler Protestanten 1837 nach Preußisch-Schlesien. Zudem hat Stephan Steiner 2003 die bisher wenig beachteten Karolinischen Transmigrationen 1734–1736 untersucht. Gerade die innerhabsburgischen Zwangsumsiedlungen aus Kärnten, dem Salzkammergut und der Steiermark, die auf einer anderen Rechtsgrundlage basierten und weniger Menschen betrafen als in Salzburg, blieben von der Historiographie des 18. Jahrhunderts weitgehend unbeachtet. Dittrich untersucht hier somit nicht eine der letzten Ausweisungen, hingegen den bekanntesten und größten Exodus des 18. Jahrhunderts.

Aussagekräftig für das Selbstverständnis der Salzburger Emigranten sind die populären Lieder, die im Umfeld der Vertreibung entstanden. Nur ein geringer Teil stammt von den Exulanten selbst. Neben der schriftlichen ist die mündliche Tradition von besonderer Bedeutung gewesen. Dabei stand in den Liedern nicht nur die bloße Erbauung im Vordergrund, mangels religiöser Unterweisung der Protestanten in ihrer Heimat konnten die anlässlich der Durchzüge durch die Orte gesungenen Weisen ebenfalls eine unterrichtende und ermahnende Funktion besitzen. Das Repertoire der Exulanten bestand aus Liedern aus der Heimat, denn Gesangbücher waren sehr verbreitet im Erzstift. Des Weiteren gehörten Dichtungen aus den unterwegs ausgehängten Gebetbüchern und aus Textdrucken dazu, die konkret auf die Emigration Bezug nahmen und im gleichen Jahr gedruckt worden waren. Von hohem Interesse für die Forschung ist das handschriftlich überlieferte Liedgut, das vermutlich für den eigenen Bedarf zusammengestellt wurde und Aufschlüsse über gesangliche Vorlieben geben kann.

Die Exulantenlieder erschienen mehrheitlich 1732 als Einblattdrucke in Frankfurt am Main, Leipzig und Augsburg, das auch als Druckort der Emigrationsgraphik Bedeutung besaß. Selten sind die Verfasser der Dichtungen bekannt. Historisch fassbar als Komponisten aus dem Kreise der Salzburger sind jedoch Georg und Rupert Schweißer. Trotz der mehrheitlich anonymen Verfasserschaft lässt sich die Provenienz einiger Lieder bestimmen. Als bevorzugte Quelle diente der *Neuvermehrte Evangelische Sendbrief* des Joseph Schaitberger, der auch das bekannte Lied *Ich bin ein armer Exulant* verfasste. Es ist das einzige der Sendbrief-Lieder, das konkret Bezug auf die Emigration nimmt und zum aktiven Repertoire der Salzburger gehörte. Dittrich kann mehrere Fassungen und Überlieferungsstränge nachweisen. Die 1732

neu entstandenen Lieder fallen nicht durch pietistische Strömungen auf, sondern legten vielmehr Wert auf die zentrale Vermittlung der lutherischen Lehre. Die zeitgenössischen Quellen drucken zumeist keine Melodien ab. Die Texte wurden auf die Melodien älterer bekannter Kirchenlieder oder auf die populäreren Volksweisen gesungen. Letzteres erleichterte die Rezeption im Glaubenskampf. Die Emigranten lernten die Lieder von ihren Vorsängern, was zu einer Vielzahl von Fassungen führte. Exulantenlieder wie das *Ach wann wir das recht bedenken* von Rupert Schwaiger thematisierten eine typische Verknüpfung von Vertreibung, Kreuzesnachfolge und Bekennermut zur reinen Lehre. Die Liedverse begründeten somit eine gemeinschaftstiftende Identität unter den Emigranten, spiegelten auch gerade bei Rupert Schwaiger deren kollektive Selbstreflexion wider als wanderndes, auserwähltes Volk Gottes. Im Gegensatz dazu stellten die fremden Lieder eher die Jesunachfolge und das seelsorgerliche Bild vom ‚Guten Hirten‘ in den Vordergrund. Damit kristallisiert sich, so Dittrichs These, ein Moment der Unterscheidung in der Selbst- und Fremdwahrnehmung heraus, wobei die Motive ineinanderfließen können. (S. 53).

Raymond Dittrich weist mit seiner Publikation der Emigrationsforschung neue Wege. Trotz der Aussage, die Edition stelle lediglich eine erste Beschäftigung mit dem Thema dar und sei keine historisch-kritische Ausgabe, vermisst man eine zusammenfassende erste Einordnung in den Rahmen der Emigrationsforschung. Perspektivisch wäre wünschenswert, in einem zweiten vergleichenden Schritt die Migrationszüge aus den habsburgischen Erblandern auf ihre gesangliche Praxis hin zu untersuchen.

Bergisch Gladbach

Gabriele Emrich

*Arning, Holger: Die Macht des Heils und das Unheil der Macht.* Diskurse von Katholizismus und Nationalsozialismus im Jahr 1934 – eine exemplarische Zeitschriftenanalyse. Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 28, Paderborn: Ferdinand Schöningh-Verlag, 2008, 576 S., ISBN 978-3-506-76436-2.

Ob es Not tut, den Untersuchungen zu katholischen Kirchenzeitungen im Dritten Reich eine weitere hinzuzufügen, fragt der Autor zu Beginn seiner Untersuchung von „Unser Kirchenblatt“, der Kirchenzeitung für acht Dekanate in und um Recklinghausen im Zeitraum vom 17. Dezember 1933 bis zum 29. Juli 1934, insgesamt 33 Nummern mit je 16

Seiten. Er bejaht seine Frage, will er sich doch durch deren Analyse „dem übergeordneten Thema von Macht und Widerstand im Dritten Reich auf eine neue Weise nähern, theoretisch fundiert und mit einer eigenständigen Methodologie“ (S. 13). Bei dieser handelt es sich um die auf Michel Foucault gestützte Diskursanalyse, mit der allerdings so leicht nicht umzugehen ist, sei doch Foucaults Terminologie „recht verschwommen“ (S. 18) und so werden auch fast 100 Seiten des Buches für Methodisches benötigt.

Danach werden die Rahmenbedingungen erörtert (Nationalsozialismus und sein Diskurs, Katholische Teilsellschaft und ihr Diskurs, Katholische Wochenblätter und Recklinghausener Kirchenblatt), bis die eigentliche Untersuchung beginnt. Diese wiederum analysiert nicht in direktem Zugriff die Texte, sondern beschreibt die diskursiven Strategien des Nationalsozialismus, seine „Mythen und Feindbilder“ (Rasse und Blut, Kampf, Volksgemeinschaft, Reich, Führertum, Heldentum, Mutterschaft, Germanentum, Volkstum, Boden, Lebensraum, Feindbilder Judentum, Liberalismus/Kapitalismus/Kommunismus, Intellektualismus) sowie das Verhältnis des Katholizismus zu ihnen – beides nach der Sekundärliteratur! Der „Umgang des Katholizismus mit den nationalsozialistisch geprägten Diskursstrategien“ wird dann „detailliert“ (S. 182) am Beispiel der Kirchenblattausgaben aus den genannten sieben Monaten behandelt, um das Kirchenblatt „zwischen Macht und Widerstand zu verorten“ (S. 180).

Die Diskurse des Katholizismus nachzuzeichnen erfordert eine gewisse methodische Disziplin (z. B. im Hinblick auf älteren und neueren Forschungsstand), die man teilweise vermisst und es bleibt doch einigermaßen ungewiss, wo diese Diskurse denn zu greifen sind. In Frage kämen, so sollte man vermuten, die Verlautbarungen des Vatikans, die Äußerungen der Bischöfe oder vielleicht noch eher, weil basisnäher, die Predigten in tausenden katholischen Kirchen. Doch dass nun gerade das Kirchenblatt in Recklinghausen besonders prädestiniert sein sollte, darauf kommt man nicht so leicht, vor allem auch deshalb nicht, weil man fast nichts über die Autoren der dort veröffentlichten Beiträge erfährt. Zur Repräsentativität des Kirchenblattes wird vorgebracht, es sei das Sprachrohr Bischof von Galens gewesen und daher „wie der Bischof selbst eher dem traditionalistischen Flügel des Katholizismus zuzuordnen ..., der nicht unbedingt die Mehrheit der westfälischen Katholiken repräsentierte“ (S. 147). Belege für diese Ansichten gibt es nicht, ganz abgesehen davon, dass der Bischof ja nicht die Kirchenblattbeiträge autorisierte.

Auch der Rekurs auf die wissenschaftliche Literatur bei der Nachzeichnung der „Diskurse“ bleibt stark im Meinungshafte. Was soll man etwa von Aussagen wie dieser halten: „Möglicherweise lag es nur am Zögern der Kirchenleitung, dass es nicht zu einer breiten, entschiedenen Abwehrfront gegen den Nationalsozialismus kam“ (S. 119). Im Potentialis lässt sich leicht vermuten und insinuiert, doch wäre wenigstens eine Diskussion der Handlungsspielräume zu erwarten, wenn solchen Vermutungen auch nur ein Hauch von Wissenschaftlichkeit zukommen soll. Hinter Aussagen dieser Qualität steckt letztlich ein nicht offen gelegtes Theorem eines für die 1930er Jahre inadäquaten säkularisierten Glaubensverständnisses, das kopfschüttelnd vor der Tatsache steht, dass die Katholiken doch tatsächlich ihre „Ziele nicht primär anhand politischer Kategorien“ definierten (S. 488).

Im Ergebnis seiner Arbeit findet der Autor die bekannte Formel vom „Milieuegoismus“ der Kirche bestätigt, der es nur um kulturelle Selbstbehauptung gegangen sei. Diese These ist ja nun hinlänglich bekannt und erstaunlicherweise spielt auch in der Untersuchung von 33 Ausgaben eines regionalen Kirchenblattes die seelsorgliche Zielsetzung der Kirche, Hilfe zum Gewinn des ewigen Heiles zu geben, keine Rolle. Die Auseinandersetzung mit dem Neuheidentum, heißt es demgegenüber, habe nur die „Aufmerksamkeit der Katholiken von der Tagespolitik“ abgelenkt (S. 490). Dass es dabei zentral um die öffentliche Geltung der christlichen gegenüber den diesen diametral entgegenstehenden nationalsozialistischen Werten ging, kommt nicht ins Blickfeld.

Vechta

Joachim Kuropka

*Burtscheidt, Andreas:* Edmund Raitz von Frentz. Rom-Korrespondent der deutschsprachigen katholischen Presse 1924–1964 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen Bd. 112), Paderborn: Schöningh, 2008, 377 S. Geb., 978–3-506-76472-0.

Nachdem im letzten Jahrzehnt in Etappen verschiedene vatikanische Archivbestände zugänglich wurden, hat sich die zeitgeschichtlich orientierte deutsche Katholizismusforschung mit großem Elan und nicht ohne Hoffnung auf sensationelle Entdeckungen diesen Beständen gewidmet. Nicht wenige markante Neuentdeckungen wurden gemacht, allerdings greift inzwischen auch eine (sinnvolle) Ernüchterung um sich, weil sich (bislang) etwa zu besonders umstrittenen Kapiteln wie dem Ermächtigungsgesetz und dem Reichskonkor-